

Eine Reise nach Ostindien.

Von
Prof. Julius Jolly in Würzburg.

II. Durch Guzerat und die Radschputana nach Delhi und über Lucknow nach Benares.

Von Bombay hatte ich anfänglich auf der directen Route über Jubbalpore nach Benares, der alten Hochschule des Brahmanismus, zu reisen beabsichtigt, war aber schon auf dem englischen Dampfer durch lockende Schilderungen der neuen Eisenbahnroute durch die für den Alterthumsforscher so interessante Radschputana in meinem Entschlusse wankend geworden. Die in Bombay nach den ersten heißen Tagen eingetretene kühlere Witterung reifte meinen Plan, den allerdings bedeutenden Umweg nicht zu scheuen, um Ahmedabad und Ajmere, dann die unabhängigen Fürstenthümer der Radschputana mit ihren alternationalen Institutionen, weiterhin die alten mohammedanischen Hauptstädte Hindostans mit ihren berühmten Prachtbauten kennen zu lernen, und schließlich noch die Schauplätze des Aufstandes von 1857 zu besichtigen. Höchst befriedigt von dieser interessanten Tour, schlug ich später auf der Heimreise von Calcutta wieder beinahe die nämliche Route ein, und werde mir im Folgenden die kleine Lizenz gestatten, die Erlebnisse und Eindrücke der Hin- und Rückreise mit einander zu combiniren.

Am 15. Januar Nachmittags stieg ich in Churchgate Station in den Schnellzug der Bombay-Baroda-Bahn, ließ im Ru die Häuser und Hütten der Stadt und die anmuthigen Wälder der Insel Bombay an mir vorübergleiten, erreichte die Insel Salfette auf einer langen Eisenbahnbrücke, verließ sie auf einer zweiten und gelangte, auf dem Festland in nördlicher Richtung weiter fahrend, bald über die Grenze von Gudscherat (Guzerat), dem alten Gurjara-Deça. Man passirt auf dieser Route mehrere alte Städte, namentlich Surat, das alte Surashtra und Broach, das alte Bhriqulaccha. Baroda, der Hauptpunkt dieser Eisenbahnlinie, ist die Residenz eines eingebornen Fürsten, des Gakowars von Baroda, dessen Staat eine Bevölkerung von über zwei Millionen zählt. Ich habe später in Calcutta den Donner der zahlreichen Kanonenschüsse gehört, welche zu dem

Empfang des neuen Gätowars beim Vicekönig abgefeuert wurden. In der wechselnden Zahl der Salutschüsse drückt sich der Grad der Bedeutung aus, welchen die englische Regierung den Häuptern der indischen Vasallenstaaten beilegt. Der jetzige Gätowar hat erst nach einem englischen Interregnum seinen Vorgänger Malhar Rao beerbt, der von den Engländern abgesetzt und in Madras internirt wurde, weil er im Jahre 1874 versucht hatte, den englischen Residenten (Gesandten) in Baroda, Oberst Phahre, zu vergiften. Baroda ist der größte der sehr zahlreichen Lehensstaaten, welche die englische Regierung in der Präsidenschaft Bombay fortbestehen ließ. Den Beherrscher eines dieser kleinen Staatswesen, den jungen Thakur von Gondal (bei Rajkot in Kathiawar), hatte ich Gelegenheit, auf der Rückreise von Indien kennen zu lernen, da er von Bombay bis Suez mein Mitpassagier auf dem englischen Dampfer „Cathay“ war. Ungeachtet seiner indischen Kleidung und Diät, und obgleich er, in Begleitung eines englischen Majors, zum ersten Male nach Europa reiste, war er doch mit der englischen Sprache und Bildung vollkommen vertraut. Ein freundlicher und umgänglicher Mann, machte er mich mit den indischen Schachregeln bekannt und spielte manche Partie Schach mit mir. Das Schach (arab. Schatranj, Sanskr. Chaturanga), obwohl ursprünglich aus Indien stammend, wird jetzt in Indien gewöhnlich nach der arabisch-persischen Methode gespielt, die durch die Mohammedaner eingeführt worden ist. Die hauptsächlichsten Regeln, die ich kennen lernte, sind folgende: 1. Die Bauern ziehen nie mehr als ein Feld. 2. Der König steht zur Rechten der Dame, der feindlichen Dame gegenüber. 3. Der König darf einmal einen Köffelsprung machen, jedoch nur wenn er nicht vorher im Schach gewesen ist. 4. Das Rochiren ist ganz unbekannt. 5. Nur die bereits genommenen Officiere können für einen zur Dame gelangten Bauer substituiert werden. 6. Wenn man dem Gegner nur den König übrig läßt, so gibt es partie remise¹⁾. Es erhellt hieraus, daß dies ein ziemlich kunstloses Schach ist. Die Partien gehen daher auch viel rascher zu Ende, als bei der verfeinerten und complicirten Form, welche das Schachspiel in Europa angenommen hat.

Mein erster Haltepunkt war die Stadt Ahmedabad, die ich in der Morgenfrühe erreichte. Nachdem ich mich in der Bahnhofrestauration einquartiert und ein Bad genommen hatte, fuhr ich zu dem englischen Deputy Collector, an den ich eine Empfehlung mitgebracht hatte. Während ein Führer durch die Stadt für mich bestellt wurde, erzählte mir die Dame des Hauses von den zahllosen großen Affen, die eine Specialität von Ahmedabad bilden, und besonders auf der Stadtmauer ihre Spiele aufzuführen pflegen. Bald erschien mein Führer, ein Brahmane aus einer vishnuitischen Secte, deren mit rother Farbe frisch erneuertes Abzeichen auf seiner Stirn prangte. Er war sprachlos vor Erstaunen, als ich ihm unterwegs mittheilte, daß ich den Sanskrittext der „Vishnu-smriti“ herausgegeben und ins Englische übersetzt habe, und fragte mich nach einiger Zeit, ob ich denn auch wirklich daran glaube, daß der Gott Vishnu eine Muschel, eine Wurfscheibe, eine Keule und einen Lotus in seinen vier Händen halte und

¹⁾ Fast ganz die nämlichen Regeln gibt van der Linde, Geschichte des Schachspiels I, 121 für das moderne arabische Schach an.

sich von seiner Gemahlin Lakshmi die Füße streicheln lasse? Leider konnte ich die Frage nicht bejahen.

Ahmedabad soll von 1533—1600 die schönste Stadt in ganz Hindostan gewesen sein. Unter englischer Herrschaft ist es zu neuer Blüthe gelangt, aber den Hauptschmuck der Stadt bilden noch immer die höchst interessanten und malerischen alten Moscheen im Hindustil. Das erste historische Interesse gehört dem Mausoleum Ahmed's I., der im Jahr 1413 Ahmedabad erbaut hat. Ich sah sein wohl-erhaltenes Grabmal und in einem alten verlassenen Hofe die Sarkophage seiner Frauen, die kleineren Grabdenkmäler seiner jung verstorbenen Kinder, und das winzige Grabmal eines Lieblingspapageien. Vom künstlerischen Standpunkte aus ist das berühmte Steinfenster in Sidi Said's Moschee höchst sehenswerth, das in durchbrochener Arbeit einen Baum darstellt. Dieselbe bewunderungswürdige, echt indische Kunst der Ornamentik habe ich auch in den schönen Holzschnitzereien gefunden, welche reiche Privatleute in Ahmedabad an ihren Häuserfronten angebracht haben. Im ganzen westlichen Indien wird die alte Kunst der Holzschnitzerei, die im 17. Jahrhundert durch die Holländer einen neuen Impuls empfangen zu haben scheint, heutzutage mit besonderem Eifer gepflegt. Die berühmten Sandelholzkästchen, zu denen die Wälder der westlichen Ghats das Material liefern, gehen in alle Welt. Die geschnitzten Möbel aus schwarzem Holz (*Dalbergia Latifolia*) scheinen besonders von reichen Amerikanern mit Vorliebe aufgekauft zu werden.

Ich sah mir noch eine Anzahl alter Moscheen an, von denen aber mehrere ganz verfallen und verödet waren. Ahmedabad, einst ein Vollwerk der Mohammedaner, die auch die hohe Stadtmauer und die alte Citadelle aufgeführt haben, hat längst aufgehört eine vorherrschend mohammedanische Stadt zu sein. Mehrere der reichsten Kaufleute hängen der alten Dschainareligion an, der Zwillingsschwester des Buddhismus. Der schönste Dschainatempel in Ahmedabad ist von einem dieser Kaufleute mit einem Aufwand von einer Million Rupees (= 1 Million Gulden österr. Währ.) in den vierziger Jahren aufgeführt, und eine lange Sanskritinschrift verewigt die Namen des Stifter's, des Architekten, der Werkmeister und Decorateure. Im Lapidarstil der Inschriften hat sich der Gebrauch des Sanskrit bei den Hindus aller Secten ebenso erhalten, wie bei den verschiedenen europäischen Nationen im gleichen Falle der Gebrauch der lateinischen Sprache. Mit seinen zweiundfünfzig Kuppeln und seinen zahlreichen Säulenhallen, Treppen und Portalen macht der weitläufige Dschainatempel einen höchst imposanten Eindruck, besonders da durchweg eine ganz unorientalische Genauigkeit der Maße und der ganzen Ausführung herrscht. Im Inneren strogen Wände und Decken von den kostbarsten Ornamenten, und die Böden sind mit buntem Marmor aus der Kadschputana gepflastert. In dem innersten Heiligthum, zu dem uns der Zugang nicht verwehrt wurde, befindet sich eine sitzende, mit imitirten Juwelen geschmückte Marmorstatue Dharmanatha's, des „Herrn der Gerechtigkeit“. In einem unterirdischen Dschainatempel, den ich später sah, machten diese weißen, an die bekannten Buddhabilder erinnernden Colossalstatuen der Dschaina-Heiligen mit ihren weitgeöffneten Augen von Glas einen ganz unheimlichen Eindruck. Mein Führer berichtete mir, daß dieser Tempel, ähnlich wie

die Katakomben zur Zeit der ersten Christen, den Dschaina's während der blutigen Verfolgungen durch die Mohammedaner, als Heiligthum gedient habe. Heutzutage, unter dem milden Scepter der „Kaiserin von Indien“, gegen jede Art von Verfolgung gesichert, erfreuen sich die Dschaina's großer Prosperität, und europäische Gelehrte durchforschen zum ersten Male die ungeheuer massenhaft religiöse Literatur, welche diese Secte im Lauf der Jahrhunderte angehäuft hat. Daß das Klosterleben auch außerhalb des Buddhismus eine der populärsten Institutionen der Hindus ist, davon kann man sich in Ahmedabad bei dem Anblick der ausgedehnten Gebäulichkeiten überzeugen, welche die ganz moderne vishnumitische Secte der Svāminārāyanī besitzt. Hier leben die „Heiligen“ dieser Secte, bewohnen aber, ähnlich wie die alten Buddhisten, das Kloster nicht beständig, sondern ziehen während eines Theils des Jahres bettelnd im Lande umher. Der umfangreiche Tempel ist mit hellgrünen Ornamenten und Wandmalereien bedeckt, die den jugendlichen Vishnu-Krishna als Kuhhirten mit den tanzenden Hirtinnen (Gopis) darstellen.

Außerhalb der Stadt in einem Busch befindet sich ein alter Brunnen, der aus sieben kunstreich aus Stein gehauenen Stockwerken und einem Schöpfrad besteht. Von den sieben Stockwerken ragten zur Zeit nur zwei über das Wasser empor, auf einer Sanskritinschrift war in alterthümlichen Lettern der Name des Stifters, Dādā Harīra, und das Datum der Stiftung, 1499, zu lesen. In einem heißen und trockenen Lande gehört die Anlegung eines öffentlichen Brunnens zu den nützlichsten Bethätigungen des Gemeinfinns. Schon in der alten Sanskritliteratur wird als himmlischer Lohn hierfür der Nachlaß der Hälfte aller begangenen Sünden in Aussicht gestellt. Unweit von dem Brunnen des Dādā Harīra befindet sich ein noch älterer mit einem der Mutter Bhavānī (Mātā Bhavānī) geweihten Tempel. Als ich bei demselben anlangte, war gerade eine Menge Volks zusammengeströmt. Die Thüren des Heiligthums waren weit geöffnet, und man sah das häßliche, mit rother Farbe bemalte Gesicht der Göttin und die Speisen, welche für sie von den diesseits des Brunnens stehenden Gläubigen mitgebracht worden waren. Nach einiger Zeit wurden die Thüren geschlossen, und als sie wieder aufgingen, waren die Speisen verschwunden. Dieser Brunnen hat wahrscheinlich schon existirt, ehe das mohammedanische Ahmedabad gebaut wurde. Mein zungenfertiger Führer berichtete mir, er sei von den Pānduprinzen gestiftet worden, als sie in den Wald verbannt waren. Da in Europa die Sagen des Mahābhārata nicht als historische Quelle betrachtet werden, so erlaubte ich mir, meine Zweifel an dieser Ueberlieferung auszudrücken und fragte den Pandit, wie es komme, daß an diesem Brunnen gar keine Sanskritinschriften zu finden seien. Ei, die Pānduprinzen lebten ja hier als Verbannte, meinte er, und durften ihren Aufenthaltsort nicht verrathen. Um eine Antwort und eine Legende ist ein indischer Pandit niemals verlegen.

Am nächsten Vormittag flog ich in den nach dem Norden führenden Schnellzug ein. Bei dem kuppelförmigen Bahnhofe von Palanpur, der durch ein neuerliches Erdbeben theilweise zertrümmert worden ist, erreichte ich die Radschputana, jenes ausgedehnte Conglomerat einheimischer Staaten, in dem man die In-

stitutionen eines altindischen Staatswesens noch in ihrer primitiven Ursprünglichkeit studiren kann. Radschputana kommt von Radschput, im Sanskrit rājanputra, „Königssohn“, und die kriegerische Radschputenkaste, der die neunzehn Fürsten der Radschputana fast insgesammt entstammen, führt ihren Ursprung auf die alte Kaste der Kshatriya, Krieger oder Fürsten, zurück, die nicht selten auch mit dem Namen rājanya, „die Königlichen“, bezeichnet werden. Die Radschputenstaaten sind die ältesten in Indien. Manche dieser Dynastien haben schon vor der mohammedanischen Invasion bestanden und die glänzende, aber kurzlebige Periode der mohammedanischen Macht und Herrlichkeit überdauert. Heutzutage ist ihr Bestand gesichert, da England gegen Anerkennung seiner Oberhoheit ihnen die Fortdauer ihrer Herrschaft garantiert und sogar, im Einklang mit dem altindischen Recht, gestattet hat, in Ermangelung directer Nachkommen einen beliebigen Nachfolger zu adoptiren, ein Recht, von welchem diese Fürsten freilich für sich selbst nur selten Gebrauch machen. Die Thronfolge steht hier noch auf dem primitiven Standpunkt, wo die Existenz eines legitimen Nachfolgers, sei es eines natürlichen oder Adoptivsohnes, mit Recht als eine Gefahr für das Leben des regierenden Fürsten angesehen wird. In der Regel wird daher erst nach seinem Tode zu einer Adoption geschritten, wozu seine Wittwen berechtigt sind. Thatsächlich wählen sie seinen Nachfolger nach den Rathschlägen aus, welche ihnen die Häupter der vornehmsten Familien ertheilen. Die alten Nationalwissenschaften werden von den Dynasten der Radschputana nicht vernachlässigt. Mehrere dieser Fürsten, z. B. die Beherrscher von Bikaner und Jeypore, besitzen große, von ihren Vorfahren ererbte Sammlungen von Sanskrithandschriften, und wenn sie selbst selten literarische Interessen haben, so gehören doch ihre Minister und Privatsecretäre häufig den alten Panditfamilien an. Auch wird an ihren Colleges fleißig Sanskrit getrieben, wovon ich mich bei einem Besuch der Sanskritclassen des Collegiums in Jeypore überzeugte. Auf der Hinreise fuhr ich die ganzen vierundzwanzig Eisenbahnstunden von Ahmedabad bis Jeypore direct durch, auf der Rückreise im April wollte ich es aber, trotz der herrschenden Hitze — im Mai, dem heißesten Monat des Jahres, beträgt die Durchschnittstemperatur in diesen Gegenden 29¹/₂° R. — nicht unterlassen, der britischen Enclave Ajmere (Ajmir) und besonders dem nahen Wallfahrtsorte Pushkara einen Besuch abzustatten. In Ajmir besuchte ich den in einem prachtvollen Park am Rande eines Teiches gelegenen englischen Club und eine Moschee, in der interessante Sanskritinschriften, anscheinend aus der vormohammedanischen Zeit, aufgestellt sind, und erklimmte den steilen, weithin die Gegend beherrschenden Berg, auf dessen Gipfel sich eine alte, jetzt in ein Militärlazareth verwandelte Burg und alte Heiligthümer befinden. Die Burg hat in den Annalen der Radschputana eine große Rolle gespielt. Häufig den Besitz wechselnd befand sie sich stets in den Händen der Macht, die jeweilig über die Radschputana gebot. Schließlich ist sie von den kriegerischen Mahratten nach dem sog. Bindarikrieg im Jahre 1818 an die Engländer abgetreten worden.

Pushkar — so und nicht nach der officiellen Schreibung „Pohsur“ wird der Name im Munde des Volkes noch jetzt allgemein ausgesprochen — hat in der indischen Alterthumskunde eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil es

den einzigen bekannten Tempel des Gottes Brahman enthält. Denn sonst führt die erste Person der sogenannten indischen Trinität (Trimūrti) im Volksglauben ein ziemlich zurückgezogenes Dasein, und von der indischen Dreieinigkeit selbst ist ganz mit Recht gesagt worden, daß sie in Europa, wo sie durch die Analogie der christlichen Trinität auffiel, mehr bemerkt und besprochen ist, als in Indien. Erst gegen fünf Uhr Abends war die Temperatur hinreichend abgekühlt, um die Fahrt nach Pushtara zu wagen. In dem an einem Bergsee reizend gelegenen Pushtara fand ich eine Tempelstadt ersten Ranges, voll von wunderbar bemalten, halbnackten Heiligen (Sādhu), Asketen (Samyāti, Yati), heiligen BADEPLÄTZEN (Tirtha) und Tempeln (Devagriha). Alle die seltsamen Götterbilder in den zahlreichen Tempeln genauer anzusehen, verwehrte mir der immer mehr anschwellende Troß von Heiligen und Bettlern, der sich an meine Fersen heftete, und ich war froh, bald den Tempel des „Gottes mit den vier Gesichtern“ (Chaturmukha), d. h. Brahman, aufzufinden, der in der That als die erste Sehenwürdigkeit Pushtara's zu gelten scheint. Die übrigen Tempel sind anderen Göttern geweiht. In der Sanskritliteratur wird der Name Pushtara auch im Plural gebraucht, und nach einer alten Uebersetzung, die in dem Commentar zu dem Gesetzbuch des Vishnu citirt wird, gab es drei Pushtara's: eines war Brahman, eines Vishnu und eines Siva geweiht. Möglicher Weise sind unter den drei Pushtara's die verschiedenen Heiligthümer in dem einen Orte Pushtara zu verstehen.

Als die schönste Stadt der Madschputana, ja nach einer verbreiteten Meinung als die schönste Stadt ganz Indiens gilt Jeypore, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, die man von Ajmere aus in sieben Eisenbahnstunden erreicht. Unterwegs geht eine Zweigbahn nach dem Salzsee von Shambar, Çakambhari, ab. Schon in der Sanskritliteratur erinnere ich mich, das Salz erwähnt gefunden zu haben, das aus diesem See durch Verdunstung gewonnen wird. Jeypore (sprich Dschaiapur), die „Siegstadt“ (Sanskrit. Jayapura), verdient diesen Ruf, wenn man Regelmäßigkeit für Schönheit und einen consequent durchgeführten Zuckerbäckerstil für guten Geschmack erklären will. In einer Anzahl geradliniger, breiter Hauptstraßen ist eine Häuserfront neben der andern in die gleiche Rosafarbe getaucht und mit denselben weißen Ornamenten geziert, während es freilich in den Nebenstraßen desto unmordentlicher und unsauberer aussieht. Das ganze heutige Jeypore ist in diesem Stil im vorigen Jahrhundert nach den Plänen eines excentrischen Italieners aufgebaut und seitdem im gleichen Stande erhalten worden. Wer es versäumt, an seinem Hause die nöthigen Reparaturen anzubringen, wird von dem Großkönig (Mahārāja) von Jeypore mit einer Geldstrafe belegt. Mit dem Maharadschah, der seinen Stammbaum bis auf den sagenberühmten König Nala, den Gemahl der Damayanti, zurückführt, ist überhaupt nicht zu spaßen; das zeigen die zahlreichen Sträflinge, die in klirrenden Ketten auf der Straße Zwangsarbeit verrichten müssen und von denen man nicht selten ganzen Scharen, von Aufsehern begleitet, begegnet. Ich erinnerte mich hierbei der Strafe, „auf Lebenszeit zum Sklaven des Königs erklärt zu werden“, die in den altindischen Gesetzbüchern auf gewisse Vergehungen gesetzt wird, wie auch sonst der Zwangsarbeit in dieser Literatur mehrfach Erwähnung geschieht und

dieselbe vor der Begründung der englischen Herrschaft thatsächlich in ganz Indien verbreitet war. Die alten Gesetzbücher empfehlen dem König, seinen Aufenthalt in einer Festung zu nehmen, und das Rāmāyana erzählt von den Mauern und Gräben, welche um die alte Königsstadt Ayodhya herumliefen. Jeyppore ist rings von hohen, freilich modernen, Mauern umgeben und die Thore werden jeden Abend geschlossen. Auch sind die steilen Anhöhen in der Umgegend von Forts gekrönt, und der Zugang zu dem „Tigerfort“, das den königlichen Schatz birgt, wird streng bewacht. Die Gesetzbücher erlauben dem König, ein Sechstel der Ernte als Steuer zu erheben. Als der Betrag, welchen der Maharadschah von Jeyppore jährlich von seinen kaum zwei Millionen Untertanen an Steuern eintreibt, wurde mir eine so unglaublich große Summe genannt, daß ich Anstand nehme, sie zu erwähnen. Der gesammte Grundbesitz gehört den durch verwandtschaftliche Bande verbundenen Radschputenfamilien, welche bei der Eroberung des Landes den Boden unter sich vertheilten und die früheren Bewohner desselben zu Knechten machten. So mögen es einst alle arischen Stämme bei ihrem ersten Eindringen in Indien gehalten haben. Varden, welche den Preis des Königs zu verkünden hatten, und Musikanten waren typische Figuren an den Höfen der altindischen Fürsten. In der königlichen Residenz in Jeyppore, die ich mehrmals besuchte, lassen die königlichen Sänger unter Paukenschlag und Harfenbegleitung den ganzen Tag über ihre einförmigen Weisen ertönen. So haben sich hier in mannigfacher Beziehung die alten Sitten und Einrichtungen noch fast unverändert behauptet. Manche Radschahs geben jetzt übrigens großen Spielbojen europäischen Fabrikats den Vorzug vor ihrer Nationalmusik. Ein herumziehender Händler aus der Schweiz, den ich in Jeyppore traf und der sich sehr gut auf die Ausbeutung dieser Liebhaberei zu verstehen schien, versprach sich goldene Berge von einem großen Orchestrion, das er in Europa für einen Radschah bauen ließ. Er hatte dem Radschah für eine enorme Summe ein Instrument zu liefern versprochen, das einem Orchester von sechzig Musikanten an Fülle des Tones gleichkommen sollte. Solche in Europa gebaute Instrumente haben nur den einen Nachtheil, daß sie in dem indischen Klima bald aus den Fugen gehen, oder schon von Anfang an unbrauchbar sind.

Obwohl in ihren Privatliebhabereien uneingeschränkt, werden diese Fürsten doch in allen wichtigen Dingen von der englischen Regierung controlirt. Auch die Soldatenpielerei der Radschahs ist kaum ernst zu nehmen, und die Befestigungen von Jeyppore sind der Art, daß sie gegen Krupp oder Armstrong kaum einen halben Tag aushalten würden. Man muß übrigens anerkennen, daß der Einfluß der Engländer in gutem Sinne ausgeübt wird. Aus ihren sämmtlichen Lehensstaaten in Indien, gegen 500 an der Zahl, beziehen sie nur etwa $\frac{3}{4}$ Millionen Pfund Sterling, welche Summe kaum $\frac{1}{8}$ des gesammten Einnahmebudgets dieser Staaten repräsentirt; und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Werth ihrer Gegenleistungen weit beträchtlicher ist. Die großen materiellen Verbesserungen, die in den letzten Decennien in dem Staate Jeyppore eingeführt sind, werden der Initiative der Engländer verdankt, besonders dem englischen Major Jacob und dem Leibarzt des Maharadschah, Dr. Hendley. Ich besichtigte die außerhalb der Stadt gelegene neue Gasfabrik, in der das Gas

aus Castoröl gewonnen wird. Dieses Gas ist sehr theuer, zeichnet sich aber durch große Leuchtkraft aus. Jeypore hatte während meiner Anwesenheit sogar eine der modernsten europäischen Errungenschaften, eine Kunstgewerbeausstellung, aufzuweisen, welche der Maharadschah auf eigene Kosten und ohne Eintrittsgeld zu erheben, in einem seiner Paläste veranstaltete. Alle dem Maharadschah befreundeten Fürsten der Radschputana hatten ihre Kronjuwelen und, was mich noch mehr interessirte, die kostbarsten illustrirten Manuscripte aus ihren Handschriftensammlungen ausgestellt, die Dr. Hendley, der spiritus rector der Ausstellung, so freundlich war, mir zu zeigen. Ganz vortreffliche Miniaturen, allerdings nicht in indischem, sondern in mohammedanischem Geschmack, sah ich in dem Manuscript einer persischen Uebersetzung des Sanskritepos Mahābhārata aus der Zeit Kaiser Akbar's. Die indische Kunstindustrie war durch die meisten ihrer charakteristischen Producte vertreten: große wollene Teppiche nach persischem Muster, meist Gefängnißarbeit aus Ajmere; damascirte Schalen, Vasen, Schilder und Waffen aus Sialkote im Pendschab; eine höchst merkwürdige Sammlung von alten Arm- und Beinringen von Gold und Silber, und Götzen von schwarzem Stein aus Jeypore; vergoldete und reizend gravirte Silbergefäße, lackirte Kästchen, Tische und Stühle und die bekannten gestickten Shawls aus Kaschmir; eingelegte Arbeiten und Sandelholzkästchen aus Bombay; eiselirte Messingschalen aus Benares; Thonfiguren, die indischen Handwerker und Kasten darstellend, aus Lucknow; braune Töpfertwaaren mit geschmackvollen Silberornamenten aus Sind u. s. w. Mehrere dieser Industrien werden schon in der Sanskritliteratur erwähnt, und zu der Zeit, als der Seeweg von Europa nach Indien entdeckt wurde, waren nicht nur die indischen Baumwollen- und Seidenstoffe, sondern auch die Arbeiten der indischen Goldschmiede und Juweliere den entsprechenden Artikeln des europäischen Marktes weit überlegen. Seitdem hat sich freilich das Blatt gewendet und überall, wo Maschinenarbeit anwendbar ist, kann die indische Industrie mit der europäischen nicht mehr concurriren. Dagegen wird die Handarbeit im Kunstgewerbe schwerlich aus ihrer Position verdrängt werden; ja die höchst ansprechenden, eigenartigen und preiswürdigen Leistungen der indischen Ciseleure, Graveure, Holzschneider und Formatoren sind auf dem besten Wege sich ein Absatzgebiet in Europa und Amerika zu erobern. In Jeypore hat man in der von dem vorigen Maharadschah 1867 gegründeten und stark besuchten Kunstgewerbeschule auch Gelegenheit, die zur Verfertigung dieser Fabrikate nöthigen Prozeduren veranschaulicht zu sehen, da dieselben sammt und sonders dort gelehrt werden. Mich interessirte es besonders die Goldschläger zu sehen, die das Einschlagen feiner Gold- und Silberplättchen auf Stahl oder Eisen mit bewunderungswürdigem Geschick betreiben und auf diese Weise reizende Kunstwerke herstellen.

Für die Dienste, welche ihnen ihre englischen Berather leisten, zeigen sich die Radschputenfürsten in ihrer Weise erkenntlich. Der letzte Maharadschah legte seine Freundschaft für England in so demonstrativer Weise an den Tag, daß er fast jeden durchreisenden Engländer mit Champagner regaliren ließ. Sein Adoptivsohn, der jetzige Maharadschah, hat zwar diese löbliche Gewohnheit abgelegt, deren Beibehaltung ihm seit Eröffnung der Eisenbahn etwas theuer zu stehen kommen würde; er stellt aber den Besuchern seiner Hauptstadt mit großer

Liberalität die besten Elephanten aus seinem Marstall zur Verfügung, um das alte Schloß Amber, die Hauptsehenswürdigkeit von Jeypore, bequemer zu erreichen. Ich machte diese interessante Excursion in der Gesellschaft eines heiter gelaunten, viel gereisten englischen Consularagenten aus Shanghai, der mit der Rückreise von England nach China einen Abstecker nach Indien verbunden hatte. Der Vorschrift gemäß hatten wir uns um Ueberlassung eines Elephanten schriftlich an den Maharadschah gewendet, und als wir einige Stunden später im Wagen aus der Stadt herausgefahren waren, fanden wir am Fuß des Hügel, auf dem Schloß Amber liegt, nicht nur einen Elephanten, sondern auch mehrere Kameele bereits auf uns wartend. Da das Schiff der Wüste wie die wirklichen Schiffe dem Reuling leicht Seekrankheit verursacht, so zogen wir Beide den Elephanten dem Dromedar vor und ich machte meinen ersten Elephantenritt. Das mächtige Thier legte sich auf Befehl des „Mahout“ (Elephantentreibers) nieder, so daß wir ganz bequem mittelst einer kleinen Leiter auf den Sitz gelangen konnten, der für vier Personen Platz bietet. Der vor uns sitzende Mahout trieb bald mit den Füßen, bald mit seinem schweren Stachelstock unser Reithier an und wir kamen ziemlich rasch vorwärts, allerdings nicht ohne bei jedem Schritt des Ungethüms eine gelinde Erschütterung zu verspüren.

Das Schloß Amber, von Außen etwas ruinenhaft, ist im Innern ein wahrer Feenpalast. Die Bauart ist jene mohammedanische, welche bei uns unter dem Namen des maurischen Stiles bekannt ist und in Europa in der Alhambra ihre schönste Vollendung zeigt. Jedes der zahlreichen Gemächer hat aber seinen eigenen Stil und einen besondern Sanskritnamen. „Das ist ja ganz das Spiegelzimmer aus der Würzburger Residenz,“ rief mein Reisegefährte aus, als wir in ein durchaus mit bemalten Spiegeln geschmücktes Gemach eintraten. Er war nicht wenig erstaunt, als ich ihm sagte, daß seine Aeußerung meinen Localpatriotismus sehr befriedigt habe und mich als Würzburger zu erkennen gab. Der sogenannte Gemäldeaal enthält Bilder, welche zweihundert Jahre alt sein sollen, und Pläne von Benares, Patna u. a. Hauptstädten Indiens, welche einen deutlichen Begriff von dem damaligen Aussehen dieser seitdem sehr veränderten Städte gewähren. Durch ein ganzes Labyrinth von Gemächern schreitend, fanden wir überall dieselbe luxuriöse Ausstattung der Wände und Fußböden mit schön polirten Marmorplatten, dieselben kunstvollen Steinornamente an den Fenstern. Auf einer bequemen Treppe in den unterirdischen Theil hinabsteigend, gelangt man zu den prachtvollen Baderäumen. Von dem flachen Dache aus eröffnet sich eine herrliche Fernsicht auf die benachbarten, von Befestigungen gekrönten Höhenzüge, und im Vordergrund liegen der malerische Schloßteich und die beiden schönen Gärten, einst für den Maharadschah und seine Rani (Königin) angelegt. Obwohl nur von Fakiren bewohnt, hat sich das Schloß Amber vermöge seiner soliden Bauart fast unverfehrt erhalten, und es ist schwer zu begreifen, weshalb die Fürsten von Jeypore diesen herrlichen Palast mit ihrer jetzigen weit bescheideneren Residenz vertauschen mochten. Nach einer Ueberlieferung, die uns erzählt wurde, fand die Verlegung der Residenz und Hauptstadt Amber in das heutige Jeypore im Anfang des vorigen Jahrhunderts deshalb statt, weil die Brahmanen den damaligen Maharadschah darauf aufmerksam machten,

daß Amber nunmehr tausend Jahre alt sei und keine Stadt länger als tausend Jahre an einem Orte bestehen dürfe. Der wahre Grund für die Verlassung der alten, schon von Ptolemäus erwähnten Hauptstadt ist aber wohl in der ungünstigen Lage derselben zu suchen. Rings von hohen Bergen umschlossen, konnte sie sich nach keiner Richtung hin ausdehnen. Jeypore liegt dagegen in einem weiten offenen Thale, das der Ausbreitung keine Schranken setzt.

Nachdem uns der Elefant wieder den Berg hinab getragen hatte, ergöhten wir uns in der Nähe von Jeypore an dem Ufer eines heiligen Teiches an dem drolligen Schauspiel gieriger Alligatoren, denen unser Führer von der Brüstung einer hohen Mauer herab Fleischstücke zuwarf. Beinahe ein Duzend dieser Ungethüme kam zu dem seltenen Fraß herbeigeschwommen, und es war spaßhaft zu sehen, wie die riesenhaften aber unbehilflichen Thiere sich um die Beute balgten und sich gegenseitig das Fleisch aus den Zähnen rissen. Mit Besichtigung der großartigen Elephantenställe hinter der jetzigen Residenz des Maharadschah von Jeypore schloß der Tag. Ein reich besetzter Elephantenstall bildete schon im alten Indien den Hauptschatz eines Fürsten und die Elephanten gehörten zu den königlichen Monopolen.

Ein lang gehegter Wunsch ging mir in Jeypore durch die Erlangung des Zutritts zu einer indischen Gerichtsverhandlung in Erfüllung. Freilich hat sich die altindische Rechtspflege mit ihrem Apparat von Gottesurtheilen durch Feuer, Wasser, Gift u. s. w., ihrer primitiven Protokollirung der Aussagen auf dem Fußboden der Gerichtshalle, ihren barbarischen Verstümmelungen und grausamen Todesarten auch in der Kadschputana nicht mehr erhalten. Ueberall, soweit der mächtige Arm der englischen Regierung reicht, ist jetzt die grausame Behandlung, der früher namentlich die Staatsgefangenen ausgesetzt waren, abgeschafft, wenn auch das Niedertrampeln solcher Gefangenen durch Elephanten in einzelnen Staaten, z. B. in Baroda, in neuerer Zeit noch vorgekommen ist. Im Privatrecht hat sich die Autorität der alten Rechtsbücher noch behauptet, und in allen schwierigen Rechtsfragen, namentlich in Adoptions- und Erbschaftsfällen, werden die indischen Kenner der alten Rechtsliteratur consultirt. In den Räumen der Kunstgewerbeausstellung hatte ich durch Dr. Hendley den Ehrensecretär der Ausstellung, einen Verwandten des Maharadschah, kennen gelernt und ihm mein Interesse für das Studium des indischen Rechts und meinen Wunsch, einer indischen Gerichtssitzung beizuwohnen, zu erkennen gegeben. Der freundliche Hindu gab mir zur Antwort, daß er mein Begehren sofort seinem Vater mittheilen wolle, der Präsident des obersten Gerichtshofes in Jeypore sei. Schon am folgenden Tage brachte er mich in die Gerichtsversammlung, nachdem wir einen hohen Wagen bestiegen hatten, den er selbst lenkte, während zwei nebenherlaufende Diener durch lautes Geschrei die Vorübergehenden mahnten, aus dem Wege zu gehen. Solche Trabanten sind in Indien sehr nothwendig. Selbst in großen Städten, wie Benares, war ich mehrmals in großer Gefahr, auf der Straße spielende Hindukinder zu überfahren.

Das Gericht tagt hier unter freiem Himmel, und ich fand den obersten Gerichtshof in einem großen Hofe der Residenz versammelt, wo gleichzeitig verschiedene andere Gruppen von Beamten und Magnaten mit untergeschlagenen

Beinen auf den Polstern sitzend, über andere öffentliche Angelegenheiten verhandelten. Nachdem ich dem Chef des auswärtigen Departements und mehreren andern englisch sprechenden Hindus vorgestellt worden war, nahm ich auf die Einladung des würdigen, behaglich aus einer kostbaren Hookah schmauchenden Gerichtspräsidenten auf einem Polster neben ihm Platz, und sein Sohn, mein freundlicher Begleiter, überlegte mir die Verhandlungen, die in einem Dialekt des Hindi stattfanden, ins Englische. Die Parteien erschienen hier nicht, wie es bei den Gerichtshöfen erster Instanz üblich ist, persönlich, sondern es wurden Protokolle und Berichte verlesen, über welche die Richter ihre Meinung äußerten. Von den während meiner Anwesenheit verhandelten Fällen will ich nur einen Adoptions- und Erbschaftsprozess erwähnen. Der Streitpunkt drehte sich darum, welcher von den beiden angeblichen Adoptivöhnen des Erblassers in legitimer Form von ihm adoptirt worden sei. Die Argumente der beiden Parteien waren charakteristisch genug und der Lebensweise und Denkungsart orientalischer Völker angemessen. Der eine der beiden Petenten stützte sich hauptsächlich darauf, daß der Erblasser die Kosten seiner Heirath bestritten und damit gezeigt habe, daß er ihn als seinen legitimen Sohn und Erben betrachte; während der andere geltend machte, daß er mit Zustimmung der Verwandtschaft die Todtenopfer für den Verstorbenen dargebracht habe. Nachdem alle Streitpunkte eingehend erörtert worden waren, erfuhr ich erst, daß die Verhandlung eine fingirte gewesen und der betreffende Rechtsfall nur zu dem Zwecke vorzeitig auf die Tagesordnung gesetzt worden sei, um mir einen Begriff von der Handhabung der Justiz in Jeypore zu geben.

Von Jeypore nach Delhi gelangt man mit dem Schnellzug in elf, von Delhi nach Agra in acht Stunden. Die Paläste, Grabdenkmäler und Moscheen in diesen beiden ehemaligen Kaiserstätten der indischen Mohammedaner sind über die schönsten Moscheen Kairo's zu stellen und übertreffen, so weit ich nach Abbildungen und Modellen ein Urtheil fällen kann, auch die Alhambra bei Seitem. In ihren Bauten lernt man die Großmoguls schätzen und einsehen, daß ihre eiserne Herrschaft doch nicht bloß Blut und Zerstörung über Indien gebracht, sondern einen wichtigen Factor in der neueren Culturentwicklung des Landes gebildet hat. Welcher Contrast zwischen den originellen und großartigen, aber phantastisch und ungleich gearbeiteten Höhlentempeln der Hindus und den Bauten der Großmoguls. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Diese mohammedanischen Architekten und Bildhauer haben nie das Unmögliche gewollt, nie das Ebenmaß verlegt, nie eine Potenzirung von Kraft oder Klugheit durch vier Arme oder Gesichter ausgedrückt. Es liegt etwas Großes in dem Verbot, welches der Islam auf jede Nachbildung der menschlichen oder Thiergestalt gesetzt hat, und in der nüchternen, aber mit mathematischer Folgerichtigkeit durchgeführten Ebenmäßigkeit der Proportionen. Ihren Gipfelpunkt hat die Entwicklung der mohammedanischen Kunst in Indien in den herrlichen Marmorbauten aus der Zeit Schah Jehan's erreicht. Die Taj (Tadsch) Mahall, das großartige Mausoleum, welches Schah Jehan seiner Lieblingsgemahlin Mumtaz-i-Mahall, der „Auserwählten des Palastes“, errichtete, gilt mit Recht für das schönste Gebäude Indiens. Es ist der Stolz nicht nur der indischen Mohammedaner, sondern auch der

Engländer, die sich als die Rechtsnachfolger der Großmoguls betrachten, und Abbildungen und Modelle der Taj kann man in jedem englischen Salon in Indien antreffen. Aus Anlaß der indischen Reise des Prinzen von Wales ist die Taj von den Engländern restaurirt worden. Auch die herrlichen Parkanlagen, welche sich zwischen der Taj selbst und dem stattlichen Eingangsthor ausdehnen und zu der großartigen Wirkung des Ganzen nicht wenig beitragen, werden von der englischen Regierung im besten Stande erhalten. Die zahlreichen Beschreibungen der Taj will ich nicht um eine neue vermehren. Ein berühmter englischer Beurtheiler hat den Gesamteindruck des herrlichen Gebäudes dahin zusammengefaßt, es sei „ein Traum in Marmor, von Titanen geplant und ausgeführt von Juwelieren“. Ich möchte für meinen Theil die kunstvolle durchbrochene Steinarbeit an der Taj nicht missen, fand aber allerdings dieses einzige Mausoleum noch imposanter, als ich es in einer jener lauen Nächte, wie man sie nur in den Tropen kennt, in heiter gestimmter Reisegesellschaft zum zweiten Male besuchte. Während die Ornamentik in der Dunkelheit nicht mehr deutlich zu unterscheiden war, traten die reinen edeln Verhältnisse des Ganzen um so klarer hervor, und der Mond verbreitete ein mildes zauberhaftes Licht über den schneeweißen Marmor.

Nach der Taj hat mir am meisten der Complex der herrlichsten Bauten imponirt, welche die alten Citadellen von Agra und Delhi einschließen. Worte sind zu schwach, um die Pracht dieser Colonnaden, dieser Moscheen von schimmerndem Marmor, dieser wunderbar feinen Steingitter, dieser kostbar mit Edelsteinen eingelegten Säulen zu schildern. Nur der Pinsel eines Wereschagin vermag diesen öffentlichen und privaten Audienzhallen (Divan-i-Am und Divan-i-Nhas), diesen Perlmoscheen (Moti Masjid), und Harems Genüge zu thun. Die eingesehten Edelsteine sind leider von einer beuteluftigen Soldateska herausgebrochen worden. Welcher Werth in diesen Steinen steckte, läßt sich aus der bedeutenden Summe entnehmen, welche die Wiederherstellung eines kleinen Stückes der Audienzhalle in Agra zu Ehren der Anwesenheit des Prinzen von Wales gekostet hat. Die Angaben über die Baukosten der Taj Mahall schwanken zwischen 184 und 317 Lakhs, d. h. zwischen 18,400,000 und 31,700,000 Gulden österr. Währ., und man gewinnt hiernach einen Maßstab, welche ungeheuren Summen die Pauliebhaberei der Großmoguln verschlungen haben mag. Sie konnten sich freilich als die reichsten Fürsten ihrer Zeit jeden Luxus ungestraft erlauben. Die Steuereinkünfte des Kaisers Akbar betragen im Jahr 1495, gering gerechnet, 42 Millionen Pfund Sterling, also über 840 Millionen Mark, und die Kaufkraft des Silbers, wie sie sich in den Getreidepreisen ausdrückt, stand damals ungefähr zwei bis dreimal so hoch als heutzutage. Die späteren Großmoguln haben ihre Einkünfte durch schärfere Anziehung der Steuerstrahle noch beinahe auf das Doppelte erhöht. Mit Genußthuung hebt ein englischer Statistiker, dem ich diese Angaben entnehme, hervor, daß heutzutage unter englischem Regime die Steuereingänge i Durchschnitt nur noch 32 Millionen Pfund Sterling netto betragen, obgleich das indobritische Reich an Flächenumfang das alte Reich der Großmoguln übertrifft. Auch im Vergleich mit den Abgaben, welche die einheimischen Fürste Indiens zu erheben pflegten, ist die englische Besteuerung als eine ausnehmen

er seine Tochter entführte, mit der er ein heimliches Einverständnis unterhielt. Der beleidigte König von Kanauj rief die mohammedanischen Fürsten von Afghanistan als Verbündete herbei. Aber als nach wechselvollen Kämpfen Delhi den Afghanen unter Mohammed von Ghor erlegen war, wandten sich die fremden Eindringlinge auch gegen ihren Allirten, und der König von Kanauj verlor Thron und Leben. Die Schicksale des Königs Prithiraj sind von seinem Hofbarden Chhand in einem auch sprachlich sehr interessanten Epos, dem Prithiraj Rasau, besungen worden, das von Dr. Hörnle in Calcutta im Originaltext mit englischer Uebersetzung herausgegeben wird. Ein anderer Ueberrest aus der vor-mohammedanischen Epoche Delhi's sind die sogenannten Hindusäulen von Stein in der stolzen Moschee, die von den Mohammedanern sofort nach dem Untergang Prithiraj's hier errichtet wurde und noch als Ruine einen imposanten Eindruck macht. Die Hauptzierde dieser Moschee bildeten die aus den Tempeln der alten Stadt entführten Säulen im indischen Stil. Nach einer von dem berühmten Archäologen, General Gunningham, angestellten Berechnung muß die Anzahl dieser Säulen gegen zwölfhundert betragen haben, die laut einer Inschrift aus siebenundzwanzig indischen Tempeln genommen waren. Bekanntlich hat auch das christliche Rom es nicht verschmäht, antike Säulen zum Schmucke der Kirchen zu verwenden. Die Mohammedaner haben leider fast alle Capitäle verstümmelt, da die darauf befindlichen Sculpturen von Löwen, Elephanten u. s. w. gegen die bilderstürmenden Tendenzen des Islam verstießen. Nur die reiche Ornamentik der Säulenschäfte ist geblieben. In eine noch frühere Epoche, als die eiserne Säule aus der Hinduzeit, leitet der Name Indrapat zurück, der an einem anderen Theile des ungeheuren Trümmerfeldes von Alt-Delhi haftet. Schon im 17. Jahrhundert hieß dasselbe „die Stadt der sieben Schlösser“. Indrapat ist, wenigstens dem Namen nach, das alte Indraprastha, die Hauptstadt der Panduprinzen jagenhaften Angedenkens. Doch haben die Ueberreste des alten Indraprastha, wenn es sich wirklich an dieser Stelle befand, ihre ursprüngliche Gestalt nicht beibehalten, da Kaiser Humayun (+ 1556) auf denselben eine Burg errichtete. Das geschmackvolle Mausoleum Humayun's liegt nicht weit von dieser Stätte. Den besten Ueberblick über die Ruinen des alten Delhi, die einen Flächenraum von nicht weniger als 45 englischen Quadratmeilen bedecken, gewinnt man von der Spitze des Thurms Kutab Minar. Hier sieht man auch die gespenstlichen Ruinen der Stadt und Festung Lughlatabad, die fünf Meilen jenseits des Kutab Minar sich erhebt. Sie wurde von dem Gründer der Lughlak-Dynastie in den Jahren 1321—1323 aufgebaut, aber wahrscheinlich schon unter seinem Nachfolger wieder verlassen. Man hat hier ein deutliches Beispiel jener durch eine Despotenlaune entstandenen Städte des Orients vor sich, welche ebenso rasch vergehen als sie entstanden sind und unter einem neuen Herrscher nur als willkommenener Steinbruch dienen, aus dem das Material für eine neue Stadt geholt wird. Wahrscheinlich sind die fast unabsehbaren Ruinen von Delhi zum größten Theil auf diesem friedlichen Wege entstanden, wenn es auch wiederholt mit stürmender Hand genommen worden ist. Schon im vierzehnten Jahrhundert berichtete der arabische Reisende Ibn Batuta, der längere Zeit in Delhi lebte, es sei zwar die größte Hauptstadt der Welt und bestehe eigentlich aus vier mit

einander zusammengewachsenen Städten, es sei aber auch die menschenleerste Stadt und ein Wohnplatz für die Thiere der Wildniß. Als ich von der anstrengenden Expedition nach Alt-Delhi ermüdet in mein Hôtel zurückkehrte, traf ich an der Table d'hôte mehrere englische Officiere, die mir rühmten, wie vorzüglich die Jagd bei Delhi sei. Einer der Officiere, ein eifriger Sportsman, hatte sich aus diesem Grunde aus seiner früheren Garnison in Irland nach Delhi versetzen lassen. In Irland setzt sich der englische Sportsman der Gefahr aus, von rachedurstigen Jeniern hinterrücks niedergeschossen zu werden. Auf dem Trümmerfeld von Delhi begegnet er keiner Menschenseele und kann ungestört dem edeln Waidwerk nachgehen.

Die letzte Belagerung und Einnahme von Delhi fällt in das Jahr 1857 und bildet eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte des indischen Aufstands. Hier lebte die Herrlichkeit der Großmoguls für kurze Zeit wieder auf, und der letzte hoch bejahrte Sproß Timurs und Babers ließ sich als das nominelle Haupt des Aufstands gebrauchen. Er starb 1862 zu Rangoon in Birma als britischer Staatsgefangener. Seine Söhne hatten schon bei der Eroberung Delhi's durch die Engländer ein gewaltames Ende gefunden. Ich sah später in dem Museum in Lucknow die Pistole, mit welcher Hodson die beiden Prinzen in den Straßen von Delhi nieder schoß. Die Dynastie der Großmoguls endete in ihrer alten Hauptstadt blutig, wie sie begonnen hatte. Zum Andenken an die schweren Kämpfe des Jahres 1857 um den Besitz von Delhi haben die Engländer auf dem Höhenzuge jenseits des heutigen Delhi, auf dem ihre Belagerungsarmee postirt war, ein stattliches Denkmal aus rothem Sandstein errichtet. Auch hier steht man auf historischem Boden. Hier befand sich einst ein Palaß des Kaisers Firoz Shah, des Wiedererbauers von Delhi, der kurz nach der Zeit Ibn Batuta's hier eine neue Stadt gründete, die nach ihm Firozabad genannt wurde. Diese rasch aufblühende Stadt zählte bald gegen eine Viertelmillion Einwohner, während das heutige Delhi, das sich von hier aus bescheiden genug ausnimmt, deren nur circa 160.000 enthält, und erstreckte sich von dem erwähnten Höhenzuge bis zu dem Mausoleum des Kaisers Humayun. An den beiden Enden des alten Firozabad befinden sich noch jetzt zwei hohe, weithin sichtbare Sandsteinsäulen, die Firoz Shah von ihren ursprünglichen Standorten nach Delhi schaffen ließ, um seine Stadt mit diesen denkwürdigen Zeugen einer altersgrauen Vergangenheit zu schmücken. Um den Inhalt der Inschriften zu entziffern, die auf den beiden Säulen ringsum angebracht sind, versammelte er die gelehrtesten Männer seines Reiches. Aber Niemand war im Stande, die alten Schriftzeichen zu deuten. Es war der modernen Sprachforschung vorbehalten, in diesen alten Inschriften zwei jener berühmten buddhistischen Edicte zu entdecken, die König Asoka in verschiedenen Theilen seines weiten Reiches im dritten Jahrhundert v. Chr. zur Belehrung seiner Untertanen auf Säulen und Felsen eingraben ließ.

In Cawnpore (Kanpur), das man von Delhi aus mit dem Schnellzug in zwölf Stunden erreicht, gingen wir zu dem „Massacre Ghat“ am Ufer des Ganges hinab. Hier wurden am 27. Juni 1857 die Engländer massacrirt, welche im Vertrauen auf den von Nana Sahib zugesagten freien Abzug sich aus ihrem besetzten Lager an den Ganges begeben und die bereitliegenden Boote

bestiegen hatten. Der Ganges ist hier sehr breit und reißend, und nur Wenigen gelang es, sich durch Schwimmen zu retten. Als wir, von der traurigen Stätte kommend, zu dem Bahnhof zurückgekehrt waren, erzählte uns der Stationschef von einem noch jetzt in der Gegend lebenden Engländer, der, ohne es zu wollen, dazu beigetragen hatte, die Katastrophe des 27. Juni herbeizuführen. Er hatte sich, als mohammedanischer Koch verkleidet, zum Kundschafsten in die feindlichen Lager geschlichen, war von den Truppen Nana Sahib's aufgegriffen und vor den Rebellenführer geführt worden, wußte aber vor diesem seine Rolle geschickt durchzuführen und gab auf Befragen an, die in Cawnpore eingeschlossenen Engländer seien noch auf lange Zeit hinaus mit Vorräthen versehen. Diese falsche Information soll Nana Sahib veranlaßt haben, sich seiner Feinde durch Hinterlist und Vertragsbruch, anstatt durch einen Angriff auf ihre Befestigungen zu bemächtigen. Freilich hätte das englische Lager kaum einem Sturme widerstehen können; denn dürtigere Verschanzungen als diejenigen, deren Ueberreste ich in Cawnpore sah, sind mir noch nicht vorgekommen. Es verdient die höchste Bewunderung, daß eine so ungünstige Stellung in der heißesten Jahreszeit neunzehn Tage lang behauptet werden konnte. Die Grube, in welche die unglücklichen Opfer Nana Sahib's nach ihrer Ermordung von seinen Soldaten geworfen wurden, ist jetzt durch ein schönes Denkmal in einem herrlich angelegten Park bezeichnet.

Lucknow, der Hauptpunkt der verkehrsreichen Bahn, welche Cawnpore mit Benares verbindet, ist die viertgrößte Stadt Indiens und die ehemalige Residenzstadt des Königs von Oudhe. Der letzte derselben wurde seiner flagranten Mißregierung wegen 1856 von den Engländern abgesetzt und führt seitdem, im Genuß eines englischen Jahresgehalts von 120,000 Pfund Sterling, ein behagliches Stillleben in seinem schönen Palast in Garden Reach bei Calcutta, wo er ein berühmtes Schlangenhauß unterhält. Aber seine Familie und seine Unterthanen ließen sich die Annexion nicht so geduldig gefallen als er selbst, und als ein Jahr später der Aufstand ausbrach, wurde Lucknow einer der Hauptstöße desselben. Neben einer Anzahl pomphafter, aber moderner und geschmackloser Paläste und anderer Erinnerungen an die Zeit der Selbstherrlichkeit der Könige von Oudhe, bilden die verschiedenen Schauplätze der Kämpfe von 1857 die Hauptsehenswürdigkeit von Lucknow. Die Residenz, ein palastartiges, außerordentlich weitläufiges Gebäude mit zahlreichen Thürmen, Magazinen, Säulenhallen, Veranden, geräumigen Ställen u. s. w., diente als Citadelle, in der die Engländer gegen eine enorme Uebermacht die berühmte Belagerung von Lucknow aushielten, deren Wechselfälle ganz Europa in Spannung hielten. Höchst anschaulich wird man in alle Einzelheiten versetzt durch ein vortreffliches Modell der Residenz, das von einem englischen Caplan angefertigt und in dem Museum in Lucknow aufgestellt ist. Die Residenz wurde bei der Belagerung zum größten Theile in Trümmer geschossen und ist jetzt eine der malerischsten Ruinen der Welt. Mich interessirte es besonders, die Räume zu sehen, in welchen man die englischen Frauen während der Belagerung untergebracht hatte, da sich auch eine entfernte Verwandte von mir, die Frau eines englischen Officiers, darunter befunden hatte. Die hohe, unterirdische Halle, welche vor Zeiten

den Frauen des Königs von Oudhe als Sommeraufenthalt gedient hatte, sah lustig genug aus. Aber wie qualvoll mögen die Stunden den zweihundert Frauen und Kindern verronnen sein, die hier Monate lang in der ungesundesten Jahreszeit eingeschlossen waren und stündlich in Todesgefahr schwebten. Ob die Schrecken des Aufstandes von 1857 je eine Wiederholung erleben werden, wer vermag es zu sagen? So viel steht jetzt wohl fest, daß die wahre oder wenigstens hauptsächlichste Ursache der, in dem Aufstande von 1857 zu einem so furchtbaren Ausbruch gesteigerten Unzufriedenheit in der flagranten Verletzung des indischen Rechtsgefühls lag, welche die englische Heimfalls- und Annexionspolitik involvirte. Die Generation der rachedürstigen Rana Sahibs starb aus, als nach der Niederwerfung des Aufstandes die englischen Politiker die gemachten Fehler einsahen, das Adoptionsrecht der indischen Fürsten rückhaltlos anerkannten und überhaupt eine versöhnliche, die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ der Eingeborenen schonende Politik zu verfolgen begannen.

Von Lucknow fuhr ich in einem der comfortabeln Waggons der Oudh and Rohileund Railway in zwölf Stunden nach Benares, wo ich einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachte.